

Der Landwirt.

Wochenbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger.

Die Zeitschrift ist nur zusammen mit dem Wiesbadener General-Anzeiger im Abonnement zu beziehen. — Anzeigen aus der Stadt und dem Regierungsbezirk Wiesbaden die Petitzelle 15 Pf., die Reklamezeile 60 Pf.; alle anderen Anzeigen 20 Pf., die Reklamezeile 100 Pf. Rabatt nach ausliegendem Tarif.

Nr. 2.

Wiesbaden, 3. Juni

1908.

Was die Milch den Landwirt kostet.

Bei der Frühjahrssammlung des 13. Landwirtschaftlichen Bezirksvereins in Bad Weilbach hielt Landwirtschafts-Inspektor Dr. Hornig-Wiesbaden einen Vortrag über den obigen Gegenstand, der weitere Kreise interessieren dürfte.

Die Notwendigkeit, sich die Produktionskosten für Milch wieder einmal klar zu machen, habe sich in letzter Zeit insbesondere deshalb aufs neue ergeben, weil der Landwirt beobachten müsse, daß die Produktionskosten der Milch immer höher würden. Die wesentlichsten Ursachen hierfür seien: 1.) die Veränderung der Kraftfuttermittel, 2.) die Verschlechterung der Arbeitsverhältnisse und zwar in erster Linie die erschwerende Beschaffung geeigneten Stallpersonals, 3.) die enorm gestiegenen Preise für frischmellende Kühe.

Die Frage: „Wie hoch stellen sich die Produktionskosten für 1 Liter Milch?“ könne allgemein nicht beantwortet, sondern nur für den einzelnen Landwirtschaftsbetrieb gelöst werden, da in jedem einzelnen Betriebe sich erhebliche Unterschiede bezüglich der einzelnen Produktionsfaktoren zeigten. Er, der Redner, habe in zwei Landwirtschaftsbetrieben eines Ortes in der Nähe von Wiesbaden genaue Feststellungen über die Produktionskosten für Milch gemacht, und zwar handele es sich in beiden Fällen um Altmelkwirtschaften. Der eine der in Frage kommenden Besitzer halte 14, der andere 30 Milchkühe. Der erste Besitzer stelle frischmellende Kühe im Durchschnittspreise von 550 Mk., der letztere Kühe im Durchschnittspreise von 680 Mk. ein.

Die genaue Berechnung der Produktionskosten, die sich aus 13 verschiedenen Posten zusammensezten (nämlich: Vergütung des Anlagekapitals, Versicherung des Tieres bezw. Verlustanteils, Anteil an der Gebäude-Vergütung, -Reparatur u. -Versicherung, Anteil an der Amortisation der Stall- und Milchgeräte, Anteil an der Stallbeleuchtung, Tierarzt- und Arzneikosten, Verwaltung und Aufsicht, Anteil am Haushaltskonto, Anteil am Lohn des Schweizers, Fütterung, Streustroh, Verlust beim Verkauf der abgemolzenen Kuh), habe ergeben, daß dem Besitzer von 14 Kühen die Produktion eines Liters Milch 15,17 Pfennig, dem Besitzer von 30 Kühen die Produktion des Liters Milch 15,25 Pf. kostete.

Beim Kleinverkauf seien nun noch folgende Punkte zu beachten:

1. Wird die Milch nicht regelmäßig verkauft, sondern es kommt ein Teil sauer, ein Teil minderwertig an den Produzenten zurück,
2. geht ein gewisses Quantum Milch als Gutmaß verloren,
3. wird ein Teil der Milch ausgegossen oder umgeworfen u.
4. sind Verluste durch zahlungsunfähige Kunden unvermeidlich.

Die bisher aufgestellten Berechnungen hätten gelehrt, daß für dies alles ein Durchschnittsverlust von 0,5 Pf. pro Liter gerechnet werden müsse. Hierzu komme der Transport in die Stadt, der im Durchschnitt mit 1 Pf. pro Liter berechnet werden müsse und schließlich verursache das Ausfahren und Austragen der Milch in der Stadt Kosten, die man auf Grund zahlreicher Berechnungen auf mindestens 2 Pf. pro Liter veranschlagen müsse. Danach würde den beiden vorhergenannten Landwirten der in das Haus des Konsumenten gelieferte Liter Milch auf rund 18½ bzw. 18¾ Pf. zu stehen kommen.

In der sehr lebhaften Aussprache, die sich an den Vortrag anschloß, wurde auf die einzelnen Produktionsfaktoren genauer eingegangen.

Die weiteren Redner äußerten sich übereinstimmend dahin, daß angesichts solcher aus der Praxis sich ergebener, ein-

wandsfreier Kostenberechnungen die Landwirte alles aufbieten müssten, um die Einnahmen für Milch mit den notwendigen Auswendungen für Kraftfuttermittel und frischmellendes Vieh in Einklang zu bringen. Im besonderen sei durch eine rationelle Fütterung und durch eine richtig eingeleitete Nachzucht eine Verbesserung der Produktionskosten dringend geboten.

Die vorgeführten Berechnungen als auch die aus der Versammlung heraus gemachten Mitteilungen über die Produktionskosten der Milch müssen für jeden Unbefangenen die Tatsache ergeben, daß der heutige Preis von 22 Pf. für 1 Liter guter Konsummilch mit Rücksicht auf die hohen Produktionskosten als sehr gemesen zu bezeichnen ist und daß Klagen der Konsumenten über den derzeitigen Milchpreis nicht am Platze sind.

Ueber Heubereitung.

Von besonderer Wichtigkeit des Hauses ist der Zustand, in welchem die Futterpflanzen gemäht werden. Der günstigste Zeitpunkt zur Ernte der Futtergewächse ist die Zeit der beginnenden Blüte, denn alle Pflanzen, sowohl die angesehenen Grünfutterpflanzen, als auch die Wiesengräser stehen um diese Zeit auf der Höhe ihrer Entwicklung, besitzen also die größte Masse leicht verdaulicher organischer Substanz. Je jünger die Pflanzen sind, desto reicher sind ihre Stengel an Eiweißstoffen und Zucker, desto nährhafter sind sie demnach; bei der nahenden Reife wandern diese genannten Stoffe in die Früchte, die Stengel werden also nährstoffärmer, dazu noch holziger und schwerer verdaulich. Da aber der Landwirt auch ein genügendes Quantum an Futterpflanzen ernten will, so möge er, wie oben schon angegeben, beim Eintritt der Pflanzen in die Blüte.

Die Übertragung des Klee und der kleeartigen Futterpflanzen bedarf besonderer Vorsicht, um ein Absallen der Blätter, also der wertvollsten Teile, zu verhindern. Namentlich bei ungünstiger Witterung, bei der ein östliches Wenden des Klee notwendig ist, erleidet derselbe eine große Einbuße an den wertvollen Blättern; auch laugt der Klee einen großen Teil leichtlöslicher Stoffe aus. Wenn die abgemähten Pflanzen infolge mangelnder Trockenheit längere Zeit vollsaftig und grün liegen bleiben, so geht zunächst nur der Atmungsprozeß in den noch lebenden Zellen weiter, wobei allerdings organische Substanz verbraucht wird; die Verluste sind aber nicht so groß, wie wenn halb trockenes Heu wiederholt von Niederschlägen betroffen wird.

Sehr zweckmäßig ist es aus den angegebenen Gründen, namentlich Klee und die kleeartigen Futterpflanzen auf Heuinen, Reitern oder Pyramiden zu trocknen. Das Auspacken auf die Holzgestelle muß sorgfältig vorgenommen werden und geschieht, wenn die Futterpflanzen abgewelkt sind. Auf den Reitern bleibt das Futter unangefochten bis zum Einfahren liegen, was je nach der Witterung in 8–14 Tagen geschehen kann. Viele Versuche mit den verschiedensten natürlichen Trockenmethoden haben ergeben, daß für die landwirtschaftliche Praxis die Trockenmethode mit Reitern die vollkommenste ist, selbstverständlich geht es auch hier nicht ganz ohne Verluste ab.

Angesichts des zurzeit in vielen Gegenden herrschenden Regenwetters ist den Landwirten dringend zu empfehlen, in ausgedehnterem Maße als bisher Kleereiter oder Kleeböcke, Heuinen usw. zur Heubereitung zu verwenden.

Zur Unkrautbekämpfung.

Wenn man zur gegenwärtigen Zeit über die Felder geht, so sieht man da und dort viele Arten von Unkraut-

pflanzen. Der Schaden, den die Unkräuter verursachen, ist meist sehr groß, da sie den angebauten Gewächsen die Dungstoffe wegnehmen, die der Landwirt mit Mühe und Geldaufwand auf den Acker gebracht hat; sie entziehen den Kulturpflanzen die Feuchtigkeit, sowie Lust und Licht und beengen diesen den Raum, oft entwickeln sich die Unkräuter so üppig, daß sie die Kulturpflanzen ganz unterdrücken, jedenfalls wird stets von einem verunkrauteten Acker nur eine geringe Ernte geworfen werden. Der Landwirt kennt wohl den Schaden der Unkräuter, er schilt darauf, auch sucht er sie hier und da zu vernichten, aber von einem zielbewußten Kampf gegen dieselben ist in vielen landwirtschaftlichen Betrieben nicht viel zu spüren. Die Unkrautvertilgung auf den Ackern wird oft geradezu unmöglich gemacht, wenn man die auf den unbebauten Grundstücken, an den Weg- und Grabenrändern, an Feldrainen nicht beizeiten unschädlich macht. Vorbeugen ist auch bei der Unkrautbelästigung immer leichter als heilen, deshalb muß in erster Linie verhütet werden, daß neue Unkräuter auf den Acker kommen.

Der Gefahr der Verunkrautung, die uns von den mit Unkräutern besetzten Feldrainen, Wegerändern, Grabenufern usw. droht, begegnen wir am besten dadurch, daß wir die Flächen zwei- oder dreimal während des Sommers, jedesmal ehe die Unkrautarten ansehen können, abmähen.

Die an den Rainen wild wachsenden Gräser tragen auch häufig zur Verbreitung von Pilzkrankheiten bei, so wird natürlich der Brand undrost hierdurch vielfach verbreitet, es ist also ein Abmähen dieser Pflanzen beizeiten dringend zu empfehlen.

B.

Das Eiersfressen der Hühner.

Der Mittel gegen das Eiersfressen gibt es viele, nach meinen Erfahrungen jedoch keines, welches unbedingt Erfolg garantiert. Das beste ist und bleibt, die Hühner möglichst von der so schwer wieder zu beseitigenden Unart zu bewahren, und dieses geschieht dadurch, daß man eine sorgsame Überwachung während des Legens eintreten läßt, daß man insbesondere die Eier gleich aussammelt und vermeidet, Eierschalen in größeren Stücken, welche noch die Form des Eies erkennen lassen, zu füllern. Um zu verhüten, daß die frischgelegten Eier angegriffen werden, wendet man vielfach Porzellan- oder Holzeier an, welchen man die Gestalt und Farbe der wirklichen gibt und sie sodann an denjenigen Stellen des Stalles niederlegt, welche vorzugsweise von den legenden Hennen besucht werden. Dieses Mittel pflegt so lange zu halten, als die Hühner noch keine Eier gekostet haben. Ist das letztere der Fall, so wird man meistenteils auf Erfolg nicht rechnen dürfen; das falsche Ei wird nicht beachtet, das frischgelegte sofort erkannt und zerstört. Von gutem Erfolge, wenngleich nicht auf die Dauer, sind abschreckende Mittel, welche auf Täuschungen gerichtet sind. Man entleere ein Hühnerei, fülle es mit scharfen oder übelriechenden Stoffen, wie Teer, Pfeffer usw., verschließe die Öffnungen wieder sorgfältig durch Papierstreifen und stelle das Ei sodann den Hühnern zur Verfügung. Auch hartgekochte, feste Eier werden empfohlen, jedoch können solche auch schädlich wirken, indem sie leicht Entzündung resp. Verbrennung der Kopfhaut mit sich bringen.

Empfehlenswerter dürfte sein, es den legenden und nicht-legenden Hühnern unmöglich zu machen, zu ihren oder zu fremden Eiern zu gelangen. Dies verhindert man durch Legestäbe, deren obere Sitzfläche aus zwei nach dem Boden geneigten Brettcchen besteht, welche in der Mitte nicht zusammenstoßen, sondern einen Spalt, groß genug, damit ein Ei durchfallen kann, offen lassen. Die Eier müssen natürlich auf eine weiche Unterlage fallen und können durch ein Seitenlädchen wieder herausgenommen werden. Auch das Verdunkeln des Legerraumes wäre zu versuchen, denn die Hühner verlassen ein recht dunkles Nest sofort nach dem Legen, ohne sich nach den Eiern darin umzusehen. Das einfachste und sicherste Mittel gegen die Unart ist aber immer, man schlachtet den Nebeltäter, bevor sein schlechtes Beispiel die übrigen Hühner angesteckt hat.

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß man bei Hühnern, die gehörig gepflegt und gefüttert werden, selten diese Unart findet. Man gebe den Hühnern abwechselnd alle möglichen Körnerarten, wie Mais, Weizen, Gerste, Hafer, Buchweizen, Bruchreis usw., sowie Kuchenabfälle, vor allem Kalkschutt und Grünzeug als Futter, sorge für einen der Anzahl der Hühner nach entsprechenden Laufraum, der täglich eine Stunde den Sonnenstrahlen zugänglich ist und unbedingt in einer Ecke durch ein regenschichteres Dach geschütztes Sand- oder Aschenbad enthält, um den Hühnern Gelegenheit zur Befreiung von Ungeziefer zu

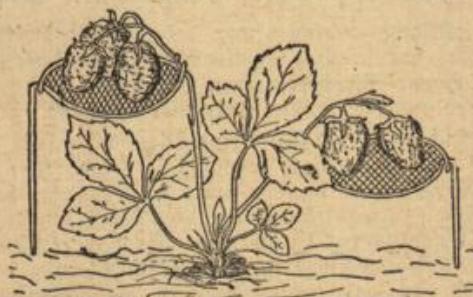
geben, und befreie den Stall regelmäßig von den Auswurfstoffen, Federn usw. der Hühner, streue danach auf den Bodenbelag frischen, reinen, trockenen Sand und tüne die Wände mindestens jährlich einmal mit Kalk, so werden einem eierfressende Hühner unbekannte Dinge bleiben.

H. Theen.

Fruchtträger.

D. N. G. M.

Erdbeeren, Gurken und ähnliche dicht am Boden wachsende Früchte müssen bekanntlich, um sie vor Fäulnis, Schnecken und vor Beschmutzen zu schützen, tunlich vom Erdoden entfernt gehalten werden. Träger für solche Früchte gibt es eine ganze Menge, viele werden von ihnen benutzt, viele fristen nach dem ersten Durchprobieren ein lämmliches Dakin in irgend einem Schuppen. Neues an einem Fruchtträger zu schaffen, ist deshalb nicht leicht. Der von einem Herrn Richard Lauth erfundene und im Vilbe vorgeführte hat nun aber doch manche Eigen-



schäften, die ihn wertvoll machen. Er besteht aus einem Drahtfuß mit einer Drahtneckscheibe, auf der die Früchte nicht allein sicher ruhen, sondern auch lustig lagern und vor Fäulnis und Ungeziefer geschützt werden. Durch den neuen Fruchtträger erübrig sich die Benutzung von Holzwolle, Stäbchen, Binsaden und Steinen, er ist ganz wesentlich praktischer als alle bisher bekannte, stets wieder verwendbar und sehr bequem beim Gebrauch. Das Schuhrecht auf diesen kleinen praktischen Gegenstand ist durch die Bewertungsabteilung des Patentamtswissenschaftsbüro Sac, Leipzig, verläßlich oder die Erlaubnis zur Herstellung zu vergeben. Dort wird gern jede gewünschte Auskunft darüber gegeben.

Von Nah und Fern.

Aus dem Rheingau, 1. Juni. Bei all dem vielen Regen und Gewittern hielt sich die Temperatur immer normal, und die Nächte waren zumeist milde. So blieb der Weinstock im stetigen Wachsen, und das junge Laubwerk hat ein gesundes Aussehen erhalten. Die Entwicklung unserer Reben ist jedoch gegen normale Jahre noch etwas zurück, aber immer schon etwas was weiter als im vorigen Jahr. Der Anfang ist nicht gerade reichlich, aber die Geisheine sind gesund und gut entwickelt. Die Veronosporagefahr ist jetzt herangetreten, und man war bereits zum Sprühen gerichtet, doch verhinderte dies der anhaltende Regen, wie überhaupt alle Arbeiten in Rückstand gesommen sind. Der Rebenstecher wurde fleißig gesammelt. Die Heuwurmmotten sind weniger zahlreich; es fehlt leider an Zeit und Kräften, um auch diese wirksam bekämpfen zu können. Die Versteigerungen nehmen nach dem W. u. W. einen flotten Verlauf, ein Zeichen, daß große Qualitätswine immer noch begehrte sind.

Aus Nassau, 1. Juni. Wie sich die Zeiten ändern! Ein Kanzleibefehl vom 23. Mai 1637, herausgegeben von der Hadamarer Regierung, befiehlt die Abschaffung der Ziegen. Dieser Befehl, der die „Kuh des kleinen Mannes“ abschaffen sollte, lautete: „Demnach, daß Geissen-Bieke den Weihen schädlich, und daß junges Gewächs von Bäumen und sonstigen abbeissen, daher sonderlich dieses Orths dergleichen Bieke verbitten gewesen, destoweniger aber weil etliche diesem zuwider die Geissen vffzischen und halten thun, als solle der Schultheiß allhier auf gnädigen Besuch des hochwohlgeborenen Grafen und Herrn Ludwig, der sämtlichen Bürgerschaft öffentlich vortragen, daß dergleichen Geissen Bieke abzuschaffen ist und niemand deren halten soll mit Verwahrung das einer oder anderem also ungehöriglich nachkommen würden in unnachlässige harte Straff soll verfallen seyn.“ Während also die Ziegenhaltung damals bei Strafe verboten wurde, ist man jetzt ernstlich und auch erfolgreich bemüht, der Ziegenzucht eine immer größere Verbreitung zu geben. Dem Landrat Büchting in Limburg

gebürt in erster Linie das Verdienst, die Ziegenzucht im Regierungsbezirk Wiesbaden kräftig gefördert zu haben, er hat auch die nassauischen Ziegenzuchtvereine zu einem Verband vereinigt. Unverstädlicherweise finden die Bestrebungen des Verbandes sowohl bei der Staatsbehörde als beim Bezirksverband vorerst nicht die nötige Unterstützung, denn hier wie dort wurden die erbetenen Beihilfen von je 2000 M. abgelehnt. Die Zahl der Ziegen im Regierungsbezirk Wiesbaden beträgt nach der Volzählung vom 2. Dezember 1907 67,589 Stück gegen 66,900 Stück in 1904. Rechnet man den Durchschnittswert einer Ziege nur 20 M., so ergibt der Ziegenbestand im Verbandsgebiet ein Kapital von 1,371,780 M.

Rüdesheim, 2. Juni. Nach dem Vorgange der Landwirtschaftskammer der Rheinprovinz sollen auf Anregung des Landwirtschaftsministers auch in Rüdesheim Lehrlinge über Geißelgeldschaf für Volksschullehrer abgehalten werden. Die Kurse sollen die Lehrer befähigen, selbst musterhafte Geißelhaltungen einzurichten und so durch ihr Beispiel fördernd zu wirken und sie zu befähigen, daß sie Belehrungen und Vorträge erteilen können.

Geisenheim, 31. Mai. Die pflanzenpathologische Versuchsstation der Königlichen Lehranstalt in Geisenheim hat folgende Bekanntmachung erlassen: "Wänger bekämpft den Rebstecker! Nachdem der Rebstecker im vergangenen Frühjahr bereits größeren Schaden in den einzelnen Weinbergslagen unserer Gemarkung angerichtet hat, ist er heuer noch zahlreicher erschienen und ruft insgesessen an den austreibenden Reben sehr empfindlichen Schaden hervor. Dadurch, daß der Röster neben den Blättern auch die Triebe benagt, bleiben letztere in ihrer Entwicklung zurück und sterben vielfach vollständig ab. Nach einer hierher gelangten Mitteilung des Alterschülers A. Kremer soll der Schaden in den Lagen Tal, Speierbaum und Schorchen besonders stark sein. Es kann deshalb den Winzern nur empfohlen werden, die an ihren Reben vorhandenen Röster so bald und so sorgfältig wie nur möglich abzusuchen und zu vernichten. Dasselbe hat mit den später erscheinenden Widern des Schädlings, in denen seine Eier enthalten sind, zu geschehen."

Aus Rheinhessen, 2. Juni. In Heidesheim und in mehreren Weinbergen am Rabenkopf wurde Peronospora festgestellt, ebenso in den Gemarkungen Wackernheim und Nieder-Ingelheim.

Darmstadt, 31. Mai. Die Landwirtschaftskammer für das Großherzogtum Hessen veranstaltet Anfang Juli eine landwirtschaftliche Studienreise auf die Dauer von acht Tagen nach den Niederlanden. Es wird hierbei Gelegenheit geben, die hochstehende Viehzucht und Viehmärkte in der holländischen Provinz Friesland, den Ackerbau in der Provinz Groningen, den Gemüse- und Obstbau, Gartnereibetrieb in Nordholland und in Westfalen zu besichtigen. Anmeldungen praktischer Landwirte, welche sich an der Studienreise zu beteiligen gedenken, sind an die Landwirtschaftskammer Darmstadt, Rheinstraße 24, 1. Stock, zu richten.

Nackenheim, 1. Juni. Vergiftung durch Oleander. Daß der Oleander in seinen Blättern und Blüten ein starkes Gift enthält, das mußte zu ihrem empfindlichen Schaden dieser Tage eine hiesige Einwohnerin erfahren. Während ihrer Abwesenheit gerieten ihre Gänse an einen Oleanderbaum und labten sich an den frischen Blättern. Doch nicht lange dauerte es, so taumelten die Tiere alle wie betrunken im Hof herum und nach einigen Stunden lagen sechs tot am Boden.

Neustadt a. d. H., 1. Juni. Die Peronospora ist da! Die hiesige Agl. Wein- und Obstbaumschule teilt mit, daß die Peronospora in Ellerstadt, Hambach und Albesheim bei Landau aufgetreten sei. Es ist deshalb unbedingt nötig, sobald wie möglich das Spritzen vorzunehmen.

Bon der Nidda, 2. Juni. In der unteren Nidda wurden in letzter Zeit wieder Krebsjäger gesangen, ein Zeichen, daß die ungemein verheerende epidemische Krankheit der Krebs — die Krebspest — die besonders in den Gewässern Westdeutschlands seit Jahren geherrscht und wodurch die Krebsen beinahe ausstarben, in der Nidda erloschen ist.

Für Feld und Garten.

Landwirte, sorgt bei euren Pferden und überhaupt bei allem Vieh für helle, lustige Ställe. Lust und Licht ist zum Geheilen jedes Haustiers unbedingt nötig! Denkt auch an den Kettenhund, sorgt für ihn! Gebt ihm auch Bewegung!

Neue Erfahrungen bei der Henzwurmbehandlung. Dr. G. Lüscher schreibt: Die Erfolge, die bei jenen Versuchen mit Nicotine titrirt erzielt worden sind, veranlassen uns, auch in Deutschland ein solches Tabatsextakt herstellen zu lassen. Dieses, dem

französischen Nicotine titrte entsprechende Präparat kann jetzt von der elsässischen Tabatmanufaktur in Straßburg-Reudorf zum Preise von A. 250 pro Kilogramm bezogen werden. Nach den genannten Versuchen wird das Mittel am besten in der Stärke von 1,3 Prozent der Kupfersulfatlösung zugezeigt. Natürlich muß die Bespritzung äußerst vorsichtig durchgeführt werden, damit alle Gescheine von der Flüssigkeit erreicht werden. Als Zeit der Anwendung kann, wie in den französischen Versuchen, etwa der Mai angenommen werden; so soll einige Tage nach dem Erscheinen der ersten Motten erfolgen, also während der Eiablage, jedenfalls aber vor dem Ausschlüpfen der Raupen.

Welche Ameisen eignen sich nicht für Dauerwidder? Von den Ameisarten scheiden Luzerne und Esparsette für Dauerweiden von vornherein aus, weil sie das Beweidern nicht vertragen. Der Rotllee und Schwedensllee halten zwar selten länger als drei Jahre aus, müssen aber um deswillen mitausgesetzt werden, weil sie schnellwüchsige sind und daher im ersten und zweiten Jahre schon eine starke Weibe liefern. Später werden diese Sorten dann durch den Weiß-, Gelb- und Bullensllee, die in keiner Saatmenge fehlen sollen, verdrängt.

Mittel gegen Strahljäne. Gegen Strahljäne der Pferde gibt es kein besseres Mittel, als ein Löffel voll Kupfervitriol in einem halben Liter Wasser aufgelöst. Der Strahl wird gut gereinigt und dann von der Flüssigkeit hineingeschüttet. Hierauf wird noch feingestochene Holzholze hineingestreut. Trockenhaltung ist Hauptjache! Bei wöchentlicher Anwendung des Mittels nach der Heilung wird die Strahljäne nicht wiederkehren, bei Verjährigung entsteht unheilbarer Strahlkrebs.

Befreiung der Kohlweizlingsraupen. Um die von diesen Raupen befallenen Kohlplantagen vor weiteren Zerstörungen zu schützen, oder diese Raupen von den Pflanzungen abzuhalten oder zu vertilgen, bringe man in die Krautfelder so viel wie möglich große Waldameisen, die in einigen Tagen die Kohl- und Krautfelder von den Raupen säubern. Diese Ameise ist nämlich ein natürlicher Feind aller Raupenarten und stellt diejenigen allezeit in sehr eifriger Art nach. Die großen Waldameisen halten sich in allen Nadelholzwaldungen auf, wo sie ihre bergartigen Häuser anlegen, und sind daher sehr leicht zu erlangen und unter die mit Raupen befallenen Kohlplantagen auszustreuen. Zum Einfangen dieser Ameisen bedient man sich einer Flasche, die man bis an den Hals in einen Ameisenhaufen einstellt; in einigen Stunden ist sie mit Ameisen gefüllt. Die gefangenen Ameisen werden an warmen oder besser an heißen Tagen in kleinen Häuflein an verschiedenen Stellen des Krautfeldes ausgestreut und sich selbst überlassen. Bei trübem oder windigen Tagen empfiehlt es sich, mehrere Ameisen direkt auf die Krautköpfe oder Rübenpflanzen auszustreuen. Anfangs werden die geängstigten Tiere unruhig auf- und ablaufen, doch beruhigen sie sich gar bald, namentlich, wenn sie auf die Raupen stoßen, denen sie dann fröhlig zu Leibe rücken.

Wie erkennt man den Fuchsinsfarbstoff im Rotwein? Die bekannte prächtolle Rotfarbstoff Fuchsins wird neuerdings häufig als Rotweinfarbe benutzt. Diese Verwendung ist aber einmal deshalb verwerlich, weil der Farbstoff wegen mangelhafter Reinigung häufig arsenhaltig ist. Der Nachweis ist zum Glück nicht schwer. Das einfachste Verfahren ist wohl das folgende. Man gieße einige Tropfen Wein in die hohle Hand, drückt entstehende Fleck von reinem Wein läßt sich mit Wasser leicht wieder rein abwaschen, der von Wein, der mit Fuchsins gefärbt ist, doggen nicht.

Nützliches Allerlei.

Nasse Stiefel. Wer hätte es nicht schon einmal empfunden, wie unangenehm es ist, Stiefel anzuziehen, welche durch und durch naß geworden und dann wieder getrocknet worden sind. Die hier beschriebene einfache Behandlung derselben verdient daher Beachtung. Wenn man die nassen Stiefel abgezogen hat, fülle man sie sofort mit Hafer. Dieser besitzt eine große Anziehungs Kraft für Feuchtigkeit und wird daher bald dieselbe von dem frischen Leder absorbiert; während der Hafer dies bewirkt, schwillt er zugleich an und verhüttet auf diese Weise, daß das Leder eingeschrumpft und hart wird. Am folgenden Morgen schüttet man den Hafer aus und hängt ihn in der Nähe eines Feuers oder Ofens zum Trocknen auf, um ihn noch oft auf dieselbe Weise benutzen zu können.

Gemüsen die schöne Farbe zu erhalten. Soll das Gemüse seine schöne grüne Farbe behalten, so bringe man es stets mit kochendem Wasser zum Kochen und lege während des Abschöpfens seinen Deckel auf den Topf. Auch spült man mit kaltem Wasser nach, bevor man das Gemüse in die Bouillon etc. giebt, in welcher es gar gemacht werden soll.

Kupfersachen zu putzen. Ein recht gutes Mittel zur Reinigung kupferner Gefäße besteht aus Salmialgeist und schwarzer Seife. Man nehme Salmialgeist, löse ein wenig schwarze Seife darin auf und schüttle die Mischung gut durch. Von dieser Flüssigkeit giebt man etwas auf einen Lappen, reibt den Gegenstand damit ab und putzt mit Wiener Kalk nach. Die Sachen werden auf diese Weise viel schöner und das Putzen derselben erfordert weniger Zeit als mit den sonst gebräuchlichen Mitteln.

Leichte Verknöcherung von Gußeisen, Schmiedeeisen und Stahl. Um Gegenstände aus Gußeisen, Schmiedeeisen oder Stahl mit einer dünnen Kupferschicht zu überziehen, werden die gut gereinigten, von Rost befreiten Gegenstände unter Anwendung einer Bürste aus harten Borsten mit Weinsteinpulver, welches mit Kupfervitriol-Lösung durchtränkt ist, scharf gebürstet.

Zum Schutz der Wände vor Feuchtigkeit wird folgendes Verfahren empfohlen: Stearin und laustische Soda werden zu gleichen Teilen unter Zusatz von etwas Essig- und Salizylsäure zusammengeschmolzen. Diese Masse bildet eine Art antiseptischer und zugleich Feuchtigkeit abhaltender Seife. Man beginnt alsdann, möglichst an einem trockenen Tage, die innere Seite der Mauer mit der in Wasser erhitzten, fetten und mit Essigsäure Salzsäure und laustischer Soda verfeisten Lösung von Stearin einzutreiben. Um den schiefen Geruch der Seife zu beseitigen, kann man ein wenig Karbolsäure hinzufügen. Ist der erste Anstrich trocken geworden, so lädt man einen zweiten folgen, wobei man der Masse noch eine schwache Lösung von Alraun oder Kalichlor und Salizylsäure in Wasser hinzufügt. Die so behandelten Wände verlieren nicht an Ansehen und sind vollkommen gegen Eindringen der Feuchtigkeit geschützt.

Madenwürmer lassen sich durch ein einfaches Mittel vertreiben. Man nimmt 1,5 Liter Wasser in einem Irrigator, fügt 2 Eßlöffel voll Essig hinzu und gibt des morgens nüchtern hiermit ein Alkohol von 27 Grad Wärme. Dies vertragen die Würmer nicht, sie sterben und gehen gleich mit fort. Bei Kindern ist dieses Mittel von bestem Erfolg.

Ein künstlicher Eisschrank. Wenn man keinen Eisschrank oder kalten Keller hat, so hat sich zur Aufbewahrung von Butter, kaltem oder frischem Fleisch, Getränken, wie Bier, Mineralwasser, Fruchtsaft etc. ein Verfahren als praktisch erwiesen, welches im Sommer allen Haushalten zu statthen kommt. Piegelröhren oder Drainageröhren stellt man in eine Kiste in einen dunklen Winkel, etwa unter des Nachts offene Fenster einer Stube. In jede dieser Röhren legt man einen Teil des aufzubewahrenden Vorrats. Zwischen die Röhren schüttet man Sägemehl, damit sie feststehen und überdeckt die oberen Decksungen an sehr heißen Tagen mit Kohlblättern. Canal.

Ein gesundes Getränk für heiße Tage ist Hasergrünenwasser. Uebergroßes Schwitzen erfordert, daß man viel Wasser trinkt, um das dem Körper entzogen wieder zu ersetzen. Der ötere Genuss von reinem Wasser reicht aber nicht aus, um das Durstgefühl zu befriedigen, dagegen hat die Erfahrung gelehrt, daß das mit feiner Hasergrüne vermischt Wasser — etwa 10 Gramm und 1 Liter — die Durstigen am meisten erfrischt und erquidet.

Wunden bei unsren Haustieren müssen, auch wenn sie ganz unbedeutend sind, mit reinem Wasser ausgewaschen werden;

bluten sie stark, so setzt man dem Wasser etwas Alraun zu. Um Eiterung zu verhindern, überstreicht man die Wunde mit Kolloidum, welches eine schützende Decke bildet, so daß die Heilung ungefähr vor sich gehen kann.

Fragekasten.

Wer kann eine Antwort geben?

Etwas Unbekanntes, wenigstens in unserer Gegend heimat, dürfte wohl die Schädlichkeit der Regenwürmer in Garten und Feld, besonders an den jungen Saaten, sein. Es kann deshalb nur recht dringend deren Vernichtung angeraten werden. Ich selbst habe in diesem Frühjahr folgende Beobachtung gemacht: Der Bestand unserer Gemüselüpfen wurde, trotz sorgfältiger Behandlung, von Tag zu Tag weniger, ohne daß wir uns das Verschwinden der Pflanzen erklären könnten; bis uns die vielen vorhandenen Wurmlöcher auf den Gedanken brachten, daß wohl die Regenwürmer die Nebstäter sein könnten. Eine genauere Beobachtung bestätigte alsbald diese Vermutung. Wir sahen, wie bei Eintritt der Dunkelheit die Würmer aus den Löchern kamen, mit dem vorderen Teil ihres Körpers ein Pflanzchen umspannten und damit in die Höhlung zurückslüpften, um es dort zu verschlingen. Selbst ein Beet mit Stauden verloren sie nicht. Wir fanden meistens morgens den größten Teil umgezogen und mit dem oberen ausgelaufenen Ende in das Erdloch geschleift und angefressen. — Bei vorgenommener Razzia haben wir an einem Abend bis zu hundert Stück auf den Beeten gesangen. Doch ist das sehr schwierig, weil die Würmer erst bei Eintritt der Dunkelheit herausgehen und sehr scheu sind. Wer weiß da ein Vertilgungsmittel? Für Auskunft wäre dankbar

C. G., Gärtner.

Warnung der deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft.

Dem verstorbenen Chemiker Dr. Roth in Canth bei Breslau ist ein Verfahren zur Herstellung von Düngemitteln mit Hilfe von Luftstickstoff patentiert worden (D. R.-P. 191914), für welches die Firma D. Dreyer u. Co., Berlin SW., Friedrichstraße 16, die Erlaubnis zur Auffertigung abgibt. Vermittelst dieses Verfahrens sollten die Landwirte imstande sein, sich auf ihrem eignen Hof auf einfache Weise selbst ihren Bedarf an stickstoffhaltigem Kunstdünger herzustellen. Am 2. März ist das Verfahren im Hause der obigen Firma von Vertretern der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft geprüft worden, wobei sich jedoch nach 5stündigem Betrieb nur ganz geringe Mengen Stickstoff in dem Ton-Kaligemisch analytisch nachweisen ließen. Die Landwirte können daher einstweilen nur vor dem Ankauf von Lizenzien gewarnt werden, wenn auch das Ziel, welches sich die Fabrikanten gesetzt haben, anzuerkennen sein mag.

Berantwortlich für die Redaktion: Theodor Krantz Bühl, für den Anzeigenteil: Karl Rötel; Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzigers Leybold u. Krantz Bühl, sämtlich in Wiesbaden.

Abfatzgebiete auf dem Lande erschließt erfolgreich unser Anzeigenteil.

Aufbesserung zurückgebliebener Saaten.

Schlecht überwinternten oder sonst mangelhaft entwickelten Saaten (Weizen, Roggen, Gerste, etc.) kann aufgeholfen werden

1 L

durch Kopfdüngung mit Kalisilikat.

Kalisilikat kann nie schädlich wirken. Für diesen Zweck genügen im allgemeinen 200 kg Kalisilikat pr ha, oder 50 kg Kalisilikat pr Morgen. — Auskunft über Preis etc. erteilt die

Westdeutsche Eisenbahn-Gesellschaft, Abteilung Steinbrüche in Brohl a. Rh.

Feierstunden



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 130.

Mittwoch, den 3. Juni 1908.

23. Jahrgang.

Auf der Landstrasse.

Von Walter Schmidt-Bäßler.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Unwillkürlich ärgerte sie sich aber im selben Moment über diese Anwandlung, und indem sie stolz den Kopf in den Händen zurückbog und Oswald mit einem unbeschreiblich geringföhrenden Blick maß, sagte sie fühl:

„Sind Sie der neue Lakai des Grafen Neudeck?“

„Der neuengagierte Kammerdiener und Pfleger des gnädigen Herrn Grafen!“ entgegnete Oswald ruhig. „Als Lakai ist wohl ein anderer bereits bedient, gnädigste Baronesse.“

„Ja — richtig!“ antwortete Julia, „ich wußte das nicht. Sie werden also die Stunden bis 12 Uhr hier im Vorzimmer wachen und von Zeit zu Zeit nach dem Herrn sehen?“

„Zu Befehl, gnädigste Baronin! Komtesse Neudeck haben mich beauftragt, die gnädigste Baronesse zu bitten, mich über meine Funktionen gütigst zu belehren.“

„Alle Stunden, also um zehn, elf und zwölf Uhr, geben Sie dem Herrn Grafen, falls es ihm unmöglich sein sollte, trotz aller Müdigkeit zu schlafen, fünf Tropfen der Medizin, die auf dem Nachttischchen steht. Aber, hören Sie, nur fünf Tropfen! — Die Medizin enthält Opium; Sie nehmen also die ganze Verantwortung auf sich! Sie wissen, was Opium ist?“

„Nein, gnädigste Baronesse“, log Oswald mit dem ruhigsten Gesicht und noch ruhigerem Gewissen.

„Opium ist ein Schlafmittel“, fuhr Julia fort, „mit dem man aber äußerst vorsichtig sein muß, da jedes „zuviel“ die unangenehmsten Folgen haben könnte. Kommen Sie jetzt mit, ich zeige Ihnen das Fläschchen.“

Oswald öffnete leise die Tür zum Schlafzimmer, in dem eine dichtverschleierte Lampe brannte und das Bett beleuchtete, in welchem der Kranke mit halb geschlossenen Augen lag, offenbar unsfähig, den ersehnten Schlaf zu finden.

Die Baronesse zeigte Oswald das Fläschchen, erging sich nochmals leise flüsternd in ängstlichen Warnungen über den Gebrauch der Medizin und blieb dabei, als Oswald die fünf Tropfen in den Löffel fallen ließ und dem Kranken zwischen die halb geöffneten Lippen goß.

Dann ging sie, nachdem sie einen zärtlichen Kuß auf die blosse Hand ihres Theims gedrückt, die regungslos auf der Decke lag. Für Oswald hatte sie keinen noch so kurzen Gruß.

Oswald blieb allein mit dem Kranken. Noch hielt er das kleine Tropfenglas in der Hand, und unwillkürlich öffnete er den Stöpsel, um als alter Mediziner durch den Geruch auf die Zusammensetzung des Medikaments zu schließen.

Ein ganz schwacher, kaum bemerkbarer Opium-Geruch überzeugte ihn, daß er es mit einer ganz unschädlichen Lösung zu tun hatte. Als er das Fläschchen auf den Tisch zurücksetzte, der dicht an der Wand hinter dem Bett des Grafen stand, fiel sein Blick auf ein dort liegendes Rezept, dessen Datum mit dem auf der Etikette des Fläschchens verzeichneten stimmte. Er las es durch und sah, daß er mit seiner Voraussetzung Recht gehabt hatte.

Dann begab er sich leise ins Vorzimmer zurück und setzte sich in den Stuhl, der an dem abgeräumten Speisetisch stand.

Dann versank er in tiefes, ungestörtes Nachdenken und träumte von einem lieblichen, goldhaarigen Grafenkind, das gleich einer überirdischen Lichtgestalt vor ihm stand. Er wünschte nichts schöner, als daß zu sein in Wirklichkeit, was er augenblicklich nur spielte, um hier bleiben zu können — lange — langel Pünktlich mit dem ersten Glöckenschlag stand er wieder am Bett des Grafen, ihm die Tropfen zu geben und ein leises Lächeln um die Lippen des Kranken schien dem Pfleger für den Dienst zu danken.

Dann zog er sich wieder zurück, lautlos, wie er eingetreten war und spann in seiner Phantasie den Traum weiter, in dem Theas holdes Bild die Hauptrolle spielte. Alles, was geschehen war, erschien ihm ja nur wie ein negender Traum, wie eine Einbildung seiner leicht erregbaren Gedankenwelt.

Raum glaubhaft erschien es ihm selbst, daß er jetzt auf einmal als Wächter am Krankenlager eines Mannes saß, von dessen Existenz er vorgestern um diese Zeit noch keine Ahnung gehabt hatte.

Und daß es ihm mit alledem so ehrlicher Ernst geworden war, daß er es mit dieser Aufgabe so gewissenhaft nahm, das war das Wunderlichste an der ganzen Geschichte. Er hatte viel zu viel zu verarbeiten, um auch nur einen Moment müde werden zu können, ein seltsames Bild nach dem andern schob sich vor seine geistigen Augen und nahm im Dämmerdunkel des großen, düsteren Raumes, in der mitternächtlichen Stille rund umher fast gleisbare Formen an.

Die „rote Baronin“ beschäftigte ihn am meisten, fast noch mehr als Theas liebreizendes Bild. Dieses Weib war ein Dämon, das stand bei ihm felsenfest, und zwar der böse Dämon dieses Hauses, dessen lechter Sproß unreitbar dem Untergange geweiht saßen.

Konnte er sich nicht aber täuschen? — Nein! Seinem geübten Auge hatte dieses rätselhafte Doppelgesicht der schönen Baronesse zu viel verraten, als daß das Gefühl

des Unheimlichen, das ihn in ihrer Nähe überlief, ihn irren konnte.

Dass sie tatsächlich ein zwiesches Spiel hier spielte, war ihm unumstößliche Gewissheit. Es blieb ihm nur noch die Frage, zu welchem Endzweck sie es tat.

Diese hingebende Menschenliebe, mit dem sie an jedem Atemzug des Kranken zu hängen schien, war nun und nimmermehr echt, sondern eine meisterliche Maske, hinter der sich ganz anderes verbarg. Aber was? Das machte ihn stauen! Ueber diese Frage kam er nicht hinweg, so sehr er auch grübelte.

Dass er ihr störend war, dass sein blößliches Erscheinen ganz und gar nicht in ihre Kombinationen passte, glaubte er gleichfalls bemerkt zu haben, denn der eine Blick, der vorhin aus den großen, leuchtenden Augen über ihn hinweggeschossen war wie ein Pfeil, hatte ihm genug gesagt.

Er hatte an ihr eine Gegnerin, obwohl er ihr doch nicht im mindesten zu nahe getreten war, seine bloße Gegenwart genügte, um ihn ihr widerwärtig erscheinen zu lassen.

Dabei kam ihm die Frage des Lakaien in den Sinn, ob er „auch“ durch die Baronesse empfohlen sei.

Also dankte der größte Teil der übrigen Dienerschaft Julia ihre Stellungen, mithin musste sie einen geheimen Grund haben, im Schlosse Leute zu wissen, die von ihr abhingen, die durch Verbindlichkeit und Dankbarkeit ihr quasi dienstpflichtig waren!

Hier lag irgerdwo ein Geheimnis, dessen Lösung vielleicht eizt ebenso grohe, wie verdienstvolle Aufgabe war, und nicht ohne Zweck hattt das Schicksal möglicherweise gerade ihn von der Landstraße direkt an das Krankenbett des letzten Grafen Neudek geführt.

Es schlug 11 Uhr und wieder betrat er leise, wie vorher, das Krankenzimmer, wo der Graf idver atzend in den Kissen lag, schlaflos und nach Ruhe ringend, wie vor einer Stunde.

Oswald nahm das Fläschchen und den kleinen silbernen Löffel zur Hand und begann die Tropfen zu zählen.

Mitten im Zählen aber hielt er inne.

Er glaubte sich gefäuscht zu haben, und hob das Fläschchen dicht an sein Gesicht.

Ein scharfer Opiumgeruch stieg zu ihm auf, ganz unvergleichlich schärfer und intensiver, als vorhin. Das war Opium, durch nichts abgeschwächt, was er jetzt in den Händen hielt.

Und dennoch musste er sich täuschen.

Das war derjelbe Tisch mit dem kleinen Spiegel darüber an der Wand, dasselbe Tropfenglas, aus dem er vor einer Stunde dieselbe Medizin in denselben Löffel gegossen hatte.

Da lag auch an der gleichen Stelle, wohin er zu gelegt hatte, das Rezept, das er noch einmal jetzt aufnahm und wieder durchlas. Er lächelte über sich selbst und seine Einbildungsfähigkeit, die ihm direkt unmögliches vorspiegelte, denn da stand es ja schwarz auf weiß, dass die Medizin unmöglich so viel Opium enthalten könnte, wie sein Geruchssinn ihm glauben machen wollte.

Er zählte also beruhigt weiter und gab dem Grafen die vorgeschriebene Dosis.

Dann kehrte er ins Wohnzimmer zurück. Und wieder irrten seine Gedanken zu dem rätselhaften Weibe, das ihn unablässig beschäftigte. Er kannte nun alle Bewohner des Schlosses, soweit sie zur gräflichen Familie gehörten.

Wer war jener Mann mit dem charakteristisch unangenehmen Gesicht, mit dem er gestern die Baronesse tief im Walde gesehen hatte, und dessen unvergeßliche Physiognomie sich um so tiefer in sein Gedächtnis geprägt hatte, da er ihn kurz nachher noch einmal am Fenster des langsam vorbeirrollenden Waggons dicht in der Nähe gesehen hatte.

In welchem Verhältnis standen die beiden rätselhaften Menschen zueinander und zu diesem Hause?

Und wieder tauchte Theas Gestalt vor ihm auf. Sie, das liebliche, reine Wesen war ja unsäglich, mit den arglosen jungen Augen anderes um sich her zu sehen, als nur das Argloseste, in dieser unberührten Madchenseele hatten Ara-

wohn und Misstrauen nicht Raum. Und noch dazu erfüllte sie offenbar nur die gärtliche Sorge um das Leben ihres geliebten Vaters und machte sie blind und völlig interesselos für alles andere, was sie umgab.

So musste er denn für sie sehen, argwöhnen, misstrauen — und wenn es nötig war, für sie handeln.

Instinktiv fühlte er nach all dem langen Nachdenken und Sezieren der kleinsten Dinge, dass über dem friedlichen Dach dieses Hauses langsam eine dunkle Wetterwolke gefährdrohend emporstieg, die vielleicht keiner von den Beteiligten sah, dass irgend etwas hier in der Luft lag, was sein Misstrauen erweckte, aber noch stand er den Dingen völlig machtlos gegenüber, so festensfest er auch von ihrem Vorhandensein jetzt überzeugt war.

So rückte die zwölftste Stunde heran.

In weiter Ferne, aus der Gegend, wo im Tal drunter das Städtchen lag, trug die klare Nachtluft deutlich vernehmbar die Schläge der Uhr vom Kirchturm zu ihm herauf, und auch im Speisegässchen schlug es gleichzeitig zwölf.

Langsam ging er ins Schlafzimmer.

In den Kissen lag der Kopf des Grafen, tief hineingesunken, die Arme waren lang ausgestreckt auf der Decke.

Man hätte den Schlummernden für einen Toten halten können mit dem wachsbleichen Gesicht und den fast bläulichen Lippen, die ein wenig geöffnet waren.

Die Augen waren diesmal fest geschlossen, wie zum ewigen Schlaf.

Über er schließt wirklich, obwohl der Schlummer nicht der Gesundheit zu sein schien.

Diese starre, unheimliche Ruhe hatte für das Auge des Mediziners etwas Unnatürliches, was ihn unwillkürlich erschreckte.

Er fasste nach dem Puls des Schlummernden und musste lange suchen und aufmerksam prüfen, bis er sich überzeugen konnte, dass tatsächlich noch Leben in diesem müden Körper pulsierte.

Und als er nun wieder das Fläschchen ergriff, ließ er sorgfältig und langsam zehn Tropfen in ein Wasserglas fallen, das er aus dem Fenster des Wohnzimmers zwischen die Gebüsche goß.

Dem Kranken gab er das Medikament nicht. Dann blieb er im Schlafzimmer am Fußende des Bettes sitzen.

Etwa eine Viertelstunde nach zwölf betrat Baronesse Julia das Zimmer des Kranken.

„Sind Sie hier?“ fragte sie kurz.

Oswald, der sich sofort bei ihrem Eintritt erhoben hatte, sagte leise: „Ich glaube, gnädigste Baronesse —“

Aber sie schnitt ihm jede Erwiderung ab mit den Worten:

„Glauben Sie nichts, sondern halten Sie sich in Zukunft genau an die Instruktionen, die man Ihnen gibt. Sie haben sich künftig im Vorzimmer aufzuhalten, was zwar bei geschlossener Tür. Nur zu den bestimmten Seiten betreten Sie das Krankenzimmer und verabfolgen die Medizin. Weiter haben Sie absolut nichts zu tun!“

„Zu Befehl, gnädigste Baronesse!“ erwiderte Oswald und blieb stehen, während die junge Dame auf das Nachttischchen zuschritt und die Flasche zur Hand nahm.

Aber Oswald kam ihr zuvor, indem er sagte: „Ich erlaube mir, die gnädigste Baronesse aufmerksam zu machen, dass ich dem Herrn Grafen bereits die verordnete Dosis gegeben habe.“

„So? — Dann ist's gut!“ erwiderte Julia und stellte die Flasche wieder hin. „Sie können sich nun zurückziehen“, fuhr sie fort, „ich bedarf Ihrer Dienste nicht mehr!“

Oswald verbeugte sich und ging.

Ein ganz unheimliches Gefühl aber beschlich ihn, als er den Kranken mit seiner Pflegerin jetzt allein wußte. Er konnte sich über das „Warum“ selbst keine Rechenschaft geben, aber es ließ ihn nicht wieder los und peinigte ihn während der ganzen Nacht.

Er hätte etwas darum gegeben, wenn er unsichtbar unten in dem stillen Krankenzimmer sich hätte aufhalten können. Mit offenen Augen lag er in seinem Bett und dachte nach, während draußen der Frühlingswind durch die hohen Baumwipfel rauschte.

In seinem Innersten war — ihm jetzt selbst nicht mehr erinnerlich, wodurch — der Argwohn aufgewacht gegen dieses merkwürdige, junge Weib, gegen alles, was sie tat, und was mit ihr zusammenhing.

Bergebens sagte er sich, daß sie, die ja doch eigentlich nur durch die Gnade ihres Onkels aus den dürfstigen Verhältnissen ihrer Residenzhäuslichkeit hierher in Glanz und Wohlleben verflanzt war, alles Interesse an dem Leben Leben des Grafen haben mußte, denn wenn er starb und der ganze, stolze Bau an die Seitenlinie fiel, so war es doch selbstredend auch mit ihrer Herrlichkeit auf Schloß Neudeck aus.

Bergeblich rief er sich ins Gedächtnis, mit welch aufopfernder Gewissenhaftigkeit sie sich um den Kranken sorgte, sein Verdacht wollte nicht weichen und blieb allen Gegenständen taub. Hier lauerte irgend eine Gefahr im Hinterhalte wie ein Wegelagerer, hier bereiteten sich Dinge vor, die nicht in den Kreislauf des Normalen gehörten.

Von diesem Gedanken konnte er sich nicht losmachen.

Und noch etwas anderes durchkreuzte plötzlich den Gang seiner unermüdlich arbeitenden Sinne, der Tod des jungen Grafen, von dem ihm Hans erzählt hatte und der zum mindesten sehr absonderlich war.

Dass jemand auf einer Jagd verunglückt, war ja schließlich nicht so unerhört und befremdend, aber dass man die Leiche erst nach achtzehn Tagen und dann im Zustande völliger Unkenntlichkeit aufgefunden hatte, ließ zum mindesten einen weiten Spielraum zu den eigenartigsten Kombinationen.

(Fortsetzung folgt.)

Typen aus dem älteren Frankfurt.

Frankfurt am Main, in dem vor Jahren eine Reihe sonderbarer Heiliger zu gleicher Zeit lebten, ist nach dem Tode der letzten Straßentypen, der Schnapsmarie, um jede menschliche Eigentümlichkeit gekommen. — Der alte Hinkel, der in den Wirtschaften Andreas Hofers Tod zu deflamieren pflegte, und bei den Worten „Gebt Feuer!“ mit nassen Lumpen, Zigarrenkümpsen und sonstigen Säckchen beworfen wurde, ist tot, Davidsburg, der mit Seife für „Ihre sehr geehrte Hände“ handelte, ist gestorben, Rabbi Lissgens, genannt Kannir, lebt nur noch in der Erinnerung älterer Generationen. — Diese stark in die Straßenöffentlichkeit hinausgetretenen Menschen will ich in ihren Nasenquatschern ruhen und ungestört dem jüngsten Tag entgegen schlummern lassen, dagegen sollen einige Figuren aus vergangenen Tagen auferstehen, auf die man nicht mit Fingern zeigte.

Nehmen wir einmal den Wirt Wilhelm Vilger, dem zurzeit des Friedensschlusses mit Frankreich das Hotel Schwan gehörte. — Er lebte, selbst als er es noch nicht gut konnte, auf einem mächtig großen Fuße, weshalb er stets sehr hohe Schuhmacherpreise bezahlen mußte, rauchte die besten Havannas, trank die vorzüglichsten Weine und war dabei ein unangenehmer Knauser. Im Hotel, wo es ihm gewissermaßen nichts kostete, wo er sich „mit hinein“ rechnete, ließ er sich nichts abgehen, aber in einer Wirtschaft trank er höchstens einen Schoppen Kutscher, obgleich die Preise im Hotel Schwan ungehener gesetzten waren.

Als ihn einmal ein abreisender, über die kolossale Rechnung entrüsteter Gast rufen ließ und ihm bemerkte, bei solchen Preisen würde er nicht wiederkommen, replizierte ihm Vilger, der Gemütsmensch, macht nichts, wir verdienen bei einmaligem Besuch schon soviel, daß wir auf einen zweiten gar nicht rechnen. — Freilich, wenn ihm für seine Bedürfnisse eine angeblich zu hohe Rechnung vorgelegt wurde, konnte er saugrob werden. Eines Tages schickte ihm der Schuhmacher Mondrion, auch ein Original, ein Paar bestellte Stiefel und als Vilger hörte, daß dieselben fünfzehn Gulden kosten sollten, warf er den überbringenden Schustergesellen einfach hinaus und die Stiefel, ein Paar riesige Mainfähne, ihm auf die Straße nach. — Der Geselle raffte die Fußüberzieher auf, brachte sie zu seinem Meister zurück, der sie lächelnd entgegennahm und im Erker seines

Wadens ausstellte. — Darunter schrieb es in hübscher gotischer Bierschrift: „Diese nach Maß angefertigten Stiefel gehören Herrn W. Biegler, dem Wirt vom Hotel Schwan.“

Es dauerte nicht lange, umstanden zw. Passanten den Wadenerker in hellen Haufen und machten, da der grobe Holzler Vilger nicht sehr beliebt war, die ungünstigsten Witze. Der Verluste hörte sehr schnell von der Sache und ersuchte den Schuster, in unhöflicher Form, die Stiefel aus dem Erker zu nehmen. — Er tat's nicht. Vilger wurde grob. Er tat's nicht. Vilger wurde noch größer. Er tat's nicht. — Als sich die Zeitungen des Stoffes bemächtigten, geriet der Schwanenwirt in Wut, worüber sich der gute Mondrion aber nicht aufregte. —

„Drunse die Stiwwel eraus!“

„Net for e Million!“

„Drunse die Stiwwel eraus, sonst geschieht e Unglück.“

„Meinethalbe zwaa. Die Stiwwel mache die größt Re-Name for mei Geschäft.“

„Ich faaf se Drhe ab.“

„So! — No, deß is was annersicht.“

„Was koste ja?“

„Verzig Gulde.“

„Verzig Gulde? Ich glaab Sie sein meschugge.“

„Un wenn Se mer nennunddreißig Gulde und neunundfünfzig Kreuzer biete, krieche se net. — Mir sein die Stiwwel noch mehr wie verzig Gulde wert.“

Als Vilger einsah, daß er in dem dickköpfigen Schuster seinen Mann gefunden, gab er klein bei, zahlte und ließ sich die Stiefel abholen. — Nachbestellt hat er natürlich niemals wieder welche.

Dem stark massiven, steis auf die Preußen räsonnierenden Schwanenwirt sei ein ebenfalls origineller, aber durchaus edler Mensch gegenüber gestellt, Dr. Ferdinand Neubürger.

Er hatte den Lehrerberuf an den Nagel gehängt, vielleicht weil er zu gutmütig und zerstreut war, lebte ganz seinen literarischen und philantropischen Neigungen. Von ihm werden allerhand nette Histörchen erzählt. So pflegte er, wenn er abends um 8 Uhr zum Souper geladen war, erst um 10 Uhr zu kommen. Er meinte, da Pünktlichkeit nur eine Höflichkeit der Könige sei, dürfe man ihm, dem kleinen Poeten, nicht schmollen, wenn er es den gekrönten Häuptern nicht gleich tue. — Zum Fürstendienner habe er ohnehin nicht das Zeug.

Da ihn eine befreundete Familie eines abends gern und pünktlich um 8 Uhr bei sich gesehen hätte, lud ihn die Hausfrau schon auf 6 Uhr ein — und siehe da, Dr. Ferdinand Ludwig Neuburger erschien auch um — sechs Uhr Tableau! —

Eines Tages fragt ihn seine Schwester, Frau Dr. Auerbach, bei der er wohnte: „Ferdinand, von Deinen zwölf neuen Hemden fehlen sechs Stück. Hast Du eine Ahnung, wo sie hingekommen sind?“

„Natürlich, liebe Schwester. — Ich habe sie einem armen Manne geschenkt.“

„So, einem armen Manne? Ja, hättest Du ihm denn nicht ältere geben können?“

„Nein, Lumpen hat der Mann selbst genug.“

Als dieser wahrhaft edle, viel ausgeübte Mann starb, ging durch Frankfurt eine Trauer, denn wer ihn kannte, hatte ihn lieb gehabt.

Ein origineller Kauz war ein häufiger Besucher und Verehrer Frankfurts, der in Bad Homburg wohnende Baron von Kosten-Genskow. Er war unter dem Spielpächter Blanc angeblich mit 4 Millionen Taler nach Homburg gekommen und hatte im Lauf weniger Jahre dem Spielteufel nicht nur sein Geld, sondern auch seine Familie geopfert.

Als er Bettler geworden, lebte er von den Almosen reicher Kurgäste und von einer umfangreichen, geschickt inszenierten Schnorrkriegsstellerei. Um sie erträgnisreich zu machen und den Angehörigen eine Art Gegenleistung zu bieten, hatte er ein Bändchen sehr hübscher Gedichte herausgegeben, die er den Angefochtenen übersandte. — Als er

gerade bei Laune und schlecht bei Stasse war, schickte er ein Bändchen mit den ungezogenen Kindern seiner Muße auch an den Pontifex Maximus, da er so ziemlich alle weltlichen Machthaber schon angeschmirt hatte. Es vergingen 14 Tage, 4 Wochen, sechs Wochen, und als er nach Verlauf der achtten nichts erhielt, schrieb er dem Papste, er möge ihm entweder eine Anzahl Lire für seine Dichtungen schicken oder ihm seine Verse returnnieren. Mit wendender Post folgte der Band Gedichte zurück.

Als er mir sein Schinnmassel erzählte, fügte der urkomische, hochgebildete Freiherr lächelnd hinzu: „Müssen die über den Dolles haben im Vatikan.“

Berfügte Baron von Kosten über ein paar Mark, reiste er erster Klasse nach Frankfurt, verspeiste das Geld in der Manier des Grandseigneur's von früher in einem vornehmen Restaurant, gab dem Kellner ein nobles Trinkgeld und reiste dritter Klasse nach Homburg zurück.

Als ich ihn einmal über seine Verschwendug zur Rede stellte und ihm nachwies, wie lange er mit den erschnorren zwanzig Mark in Homburg hätte leben können, erwiderte er mit seinem typischen, urkomischen Lächeln: Ein Potock erschnorrt sich beim Baron von Rothschild fünf Gulden, ging hin und ab Salm dafür. Der Baron hörte davon. Als der Schnorrer wiederkam, hielt ihm der Geldfürst seine, für einen Bettler ungehörige Gefräzigkeit vor, worauf der Freche antwortete: Herr Baron, wenn ich kein Geld habe, kann ich keinen Salm essen, wenn ich welches besitze, soll ich keinen Salm essen, ja wann komm ich denn da zum Salm-Essen?“

Ich war geschlagen und sagte, lieber Baron, Sie haben ja ja Recht.

Schließlich möchte ich auch den vor wenigen Jahren verstorbenen Schauspieler Roll nicht unerwähnt lassen, denn die Art und Weise, wie er es stets verstand, seine Finanzen durch Pump zu verbessern, sichern ihm einen Ehrenplatz in der Walhalla internationaler Pumpgenies aller Zeiten. So schickte er eines Abends einen Theaterdiener zu einem dem Kunsttempel benachbarten Wirt und ließ ihn selbstverständlich auf Borg um eine Flasche Rotwein ersuchen. Als der Diener unverrichteter Sache mit leeren Händen zurückkam, fragt ihn Roll: „Nun, wo ist der Götterfrank?“ —

„Der Wirt gibt keinen mehr.“

„Warum nicht?“

„Gi, er sagt, er könne nichts mehr ausschreiben, Herr Roll.“

„Oh, hm! Na, wenn er sich's so merken kann, ist mir's auch recht.“ —

J. B. Müller-Herfurth.

Vermischtes.

Politische Kouplets vor dem Kronprinzen. Bekanntlich war der Varieté-Humorist Otto Reuter vom deutschen Kronprinzen ins Potsdamer Marmorpalais befohlen, um die hohen Herrschaften mit seinen politischen Kouplets zu unterhalten. Ueber sein Auftreten macht der Künstler der bekannten Zeitschrift „Der Artist“ Mitteilungen. „Ich kann nur wiederholen,“ so schreibt er, „dass ich mich sehr gefreut habe, dort gesungen und gefallen zu haben. Mein bishöchste Gefangenheit schwand sogleich, als bei meinem Eintreten in den Marmorsaal der Kronprinz sofort auf mich zuging, mir die Hand reichte und mich in liebenswürdigster Weise begrüßte. Die von mir vorher dem Hofmarschallamt eingereichten Kouplets waren mir ausnahmslos genehmigt. Wenn ich den Text auch mit Rücksicht auf die illustre Gesellschaft zuvor ein klein wenig „revidiert“ hatte, so blieb doch genug des kräftigen und Urwüchsigen darin, und es war mir eine besondere Freude, zu beobachten, dass auch die in der Hoffsprache nicht gerade üblichen vollstümlichen Redeweisen und Ausdrücke gänzlich einischlugen. Dass ich nicht verleidet wurde und weder in meinen politischen, noch in den übrigen Kouplets über die Grenze des Erlaubten ging, brauche ich wohl kaum hinzuzufügen. Jedenfalls habe ich den Eindruck gewonnen,

dass man auch bei Hofe über einen gesunden, herzhaften Wit gesund und herhaft lachen kann. Und ich glaube, der Hof, der sonst meist nur allzu ängstliche Untertanen gewohnt ist, deren Ehrfurcht eher Furcht genannt werden könnte, ist gar nicht unangenehm überrascht, wenn er Leute vor sich sieht, die, wenn auch selbstverständlich nicht fek und dreist, so aber doch froh und unbefangen vor ihm hintreten und ihr Lieblein vom Stapel lassen. Man soll schließlich die Fürsten nicht fürchten, sondern lieben. Und ich gestehe ganz offen: Obwohl ich nicht aus Byzanz bin, hat mich das liebenswürdige, leutselige Benehmen des Kronprinzenpaars sehr geehrt und erfreut, und ich glaube, dass ich, trotz aller meiner politischen Ein- und Ausfälle, im Grunde das bleiben werde, was ich dem Kronprinzenpaar bereits scherhaft ausgesichert, nämlich ein „echter, deutscher Patriot.“

Der Kaiser ist kleiner als die Kaiserin. und wenn man sich Bilder des Kaiserpaars ansieht, wird es einem auffallen, dass die Kaiserin immer sitzend, der Kaiser meistens stehend dargestellt wird. Es soll dies ein ausdrücklicher Wunsch des Kaisers sein. Geradezu untersetzt sieht der Zar von Russland neben seiner Gemahlin aus. Der König von Italien reicht der Königin Helene kaum bis an die Schulter und die Königin von Spanien überragt Alfonso 13. um einen halben Kopf. Der gewiss nicht klein zu nennende König von Dänemark wird von seiner außergewöhnlich großen Gemahlin um mehrere Zentimeter übertroffen, und nur zwei europäische Herrscher sind um ein beträchtliches Stück größer als ihre Gattinnen. Es sind die der König von Norwegen und der Fürst von Montenegro.

Die Abschiedsrede. Die „Tägliche Rundschau“ schreibt: Oberst v. M. war kein Freund von langen Reden; wenn er seinen Untergebenen etwas sagen wollte, so sagte er dies in der deutbar kürzesten Form, und Lob sowohl wie Tadel bestand stets nur aus zwei oder drei Worten, mit denen er dann aber jedesmal das Richtige traf. Nachdem der Oberst mehrere Jahre das Regiment befehligt hatte, wurde er mit der Führung einer Brigade beauftragt und er musste von dem ihm liebgewordenen Regiment scheiden. Er wußte, dass er bei allen seinen Untergebenen sehr beliebt gewesen war, und nahm sich vor, wenn er sich vom Regiment verabschiedete, gegen seine sonstige Gewohnheit einige Worte mehr zu sagen und besonders zum Ausdruck zu bringen, wie gern er an der Spitze des Regiments gestanden habe. Als das Regiment auf dem Kasernenhofe im offenen Bireck aufgestellt war, trat der Oberst in die Mitte, um seine wohlüberlegte Abschiedsrede zu halten: „Hat je...“ begann er — aber weiter kam er nicht, denn wie aus einem Munde rief das ganze Regiment in herzlichem Tone: „Adje, Herr Oberst!“

Die geeignete Persönlichkeit. Auf eine Anzeige, durch die ein im Einrahmungsgeschäft gut eingesührter Reisender gesucht wurde, lief u. a. so wird der „Tägl. Adsch.“ geschrieben, folgendes Angebot ein: „N..., Den 26. April 1908. Sehr Verehrter Herr. Bezugnehmend auf Ihre verthe ansehen (= Annonce) hin, bin ich sofrei, und Biede Ihnen meine Dienste an, ich habe nähmlich ein Selbstständiges ähnliches geschäft gehabt, 25. Jahre lang, in B..., und habe desselbe an meinen Sohn übergeben, und bin nach N... verzogen zu meiner Tochter, und habe jetzt zeit hierzu, deshalb würde ich Ihre vertretung übernehmen, und würde für Sie pflichtgemäß arbeiten“, nachdem ich in Stunden Greis bekannt bin, und kenne in Bayern, jeden einzählen, und habe selbst, mit diesen artikeln gut ein geführt bin, besonders in Bildern und Rahmen geschäft würde für Sie bestens arbeiten mit großen Erfolg, deshalb möcht ich Sie bitten mir Ihre vertretung anzuvertrauen, ich würde Sie pflichtgemäß ausüben, auf verlangen könnte ich auch Caution stehlen, er u. so, mein Bild würde ich Ihnen Dan sofort einsenden, im Falle Sie aussicht stellen Ihre Vertretung zubekommen und würde auch, die bestimmten „festen Bezirk übernehmen, sowie Sir mir dieselben vorschreiben; diese alleinig, zu vertreten; Deshalb bitte ich Sie schaudens mir, eine beschiedene antwort zu kommen zulassen, — Baldmöglichst, ich bin ein rede gewanderter geschäftsmann und besonders in diese Branche, ich habe das Bilder und Rahmen geschäft schon 7, 8 Jahre in Nordamerika Selbst geführt, und bin die Englische Sprache vollständig fundig, so gut wie Deutsch, deshalb bitte, unter Ihre bedingung Zeichne mit aller Hochachtung.... Mein Besten Gruss einstweilen für unbekannt, — mein Bild folgt sofort auf verlangen.“ — Auf das Bild ist verzichtet worden.